

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 9. 1896.

Böse Zungen.

Roman von **Heinrich Vogel.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Ich stehe im Dienste der Geheimpolizei, Herr Hellmer," versetzte der Detektiv ruhig. „Das Glas Wein nahm ich als Ihr Gast, der Ihnen freundlich gesinnt ist. Die ausgesprochene Möglichkeit ist amtliche Ansicht."

„So sind Sie also ein Spion," entgegnete tief entrüstet der Maler. „Unter der Maske der Freundschaft haben Sie mich auszuforschen versucht. Meine Offenheit vergalten Sie — ich mag die Sache nicht beim rechten Namen nennen — jedenfalls nicht mit gleicher Münze."

Euler erhob sich und trat an den Maler heran, der aufgeregt im Atelier auf und ab schritt. „Hätte Ihnen meine Stellung ja verschweigen können. Wollte Ihnen gefällig sein; Sie auf das Unausbleibliche vorbereiten. Vorwürfe verdiene ich nicht. Ihre Verhaftung ist vom Gerichte beschlossen."

Obschon bereits sein Schwager Otto früher mit ihm darüber gesprochen, so hatte Hellmer es dennoch nicht für möglich gehalten, daß man ernstlich daran denken könne, ihn zu verhaften. Die Mittheilung des Geheimpolizisten erschütterte ihn daher auf's Höchste. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn und sank wie erschöpft auf einen Sessel nieder.

„Arme Anna," seufzte er. „Welche Schande mußt Du meinetwegen erleiden!"

„Nehmen Sie die Sache nicht zu schwer, Herr Hellmer, Ihre Unschuld muß sich bald erweisen lassen. Der Thäter ist jedenfalls in Burgheim zu suchen und soll auf diese Weise in Sicherheit gewiegt werden. Vielleicht handelt es sich nur um wenige Stunden."

„O, es ist empörend. Ich fasse es nicht! Ich bin für immer beschimpft."

„Ist es besser, daß die Leute mit Fingern auf Sie zeigen? Die Sache kann doch so nicht weiter gehen. Der Fuchs muß aus dem Bau. Ziehen Sie sich an, lieber Freund, und kommen Sie. Ich gehe mit Ihnen."

„Natürlich. Damit ich nicht fortlaufe."

„Kann Sie leider nicht hindern, so zu denken. Vielleicht überzeugen Sie sich später einmal, daß ich es gut mit Ihnen meinte."

„Ich will Sie nicht länger in Ihrer Amtspflicht hindern, mein Herr," sagte der Maler, der seine Entrüstung nicht bemeistern konnte, mit einem verächtlichen Zucken der Lippen. „Ich bin fertig."

Er nahm seinen Hut, öffnete die Thür mit einer Handbewegung, den Beamten zum Fortgehen auffordernd. „Also, ich bitte, wenn's gefällig ist —"

„Bitte, bitte, nach Ihnen," meinte Euler höflich.

Der Maler warf ihm einen zornigen Blick zu, indem er sich auf die Lippe biß. Er schritt voraus. Auf dem Gange stand Frau Brüning mit betrübter Miene. Dieser übergab er den Zimmerschlüssel.

„Wenn ich in einer Stunde nicht zurückgekommen bin," sagte er dabei, „so haben Sie die Güte, meinen Schwager Berthold zu verständigen, daß ich eine Vorladung erhalten habe."

„Ganz gut, Herr Hellmer," meinte die Frau kopfschüttelnd. —

Als Hellmer auf der Straße schweigend und finsteren Blickes neben seinem Begleiter dahinschritt, sagte dieser plötzlich: „Fräulein Deterinak wird jetzt wohl schon in die Mühlgasse gegangen sein. Ich bat sie heute Morgen darum. Das Mädchen ist klug und wird es gewiß gut machen."

Der Maler mußte erst



Extrapost. Nach einem Gemälde von P. Kraemer. (S. 67)

einen Augenblick nachdenken. Er verstand nicht gleich, was Euler sagen wollte. Bald aber hellten sich seine finsteren Gesichtszüge auf. Er ergriff den Arm des Beamten und drückte ihn heftig.

„So haben Sie Sorge getragen, daß meine Braut das Schreckliche schonend erfährt? Tausend Dank, Herr Euler. Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie vorhin falsch beurtheilte. Aber in meiner Lage und unter solchen Umständen ist es kaum möglich, ruhig zu denken."

„Hat nichts zu sagen. Unser Geschäft ist leicht Mißdeutungen ausgesetzt. Das wird man gewohnt und nimmt es als eine unvermeidliche Unbequemlichkeit des selbstgewählten Lebensweges. Ihren Herrn Schwager werde ich nachher selbst benachrichtigen. Jetzt aber nur ruhig. Die Geschichte sieht schlimmer aus, als sie ist. Werde thun was ich kann."

Inzwischen waren sie beim Gerichtsgebäude angelangt. Zögernd setzte Hellmer den Fuß über die Schwelle. Ihm war, als stände er im Begriff, einen verhängnißvollen Schritt zu thun.

Dann aber warf er die Lippen trotzig auf und schritt hoch aufgerichtet und festen Schrittes den langen Gang hinein.

„Werde Sie jetzt verlassen, Herr Hellmer. Noch einmal, seien Sie vernünftig, es wird nicht lange dauern. Bin eigens wegen der Mordgeschichte hierher geschickt. Hoffe, Licht in die Sache zu bringen. Ist zudem Ihr eigenes Interesse, daß die Verdachtsgründe gegen Sie gänzlich aufgeklärt werden."

„So sagen Sie wenigstens noch, ob und was Sie schon erreicht haben, welche Anhaltspunkte Sie entdeckten. Vielleicht besinne ich mich dann auf irgend etwas, was Ihnen für Ihre weitere Arbeit dienlich ist."

„Geht nicht, Herr Hellmer, habe schon zu viel gesagt. Zeige niemals eine gefundene Spur. Ein unbedachtes Wort kann oft eine Arbeit von vielen Wochen zerstören, sogar das erstrebte Ziel für immer unzugänglich machen. Also nochmals Adieu."

Er öffnete die Thür des Amtszimmers, vor welcher sie jetzt standen, und drückte Hellmer sanft auf die Schulter: „In Gottes Namen vorwärts! Es hilft nichts."

Der freundliche Amtsrichter empfing den Maler mit fast verlegener Miene.

„Es thut mir unendlich leid, Herr Hellmer, Sie belästigen zu müssen. Indeß, die Staatsanwaltschaft hat es verfügt. — Herr Doktor Preßburger," wandte er sich jetzt an einen jüngeren Herrn, welcher in der anderen Ecke des geräumigen Zimmers an einem mit Akten bedeckten Schreibtisch arbeitete, „Sie haben ja die Sache Ruttner. — Bitte, Herr Hellmer, wollen Sie sich dorthin bemühen."

„Auf ein Wort, Herr Amtsrichter," sprach der Maler. „Ich höre, das Gericht habe meine Verhaftung beschlossen, und da —"

„Der Herr Adjunkt Doktor Preßburger wird Ihnen jede Auskunft geben. Ich habe — wenigstens vorläufig — mit der Sache nichts zu thun und bin deshalb durchaus nicht in der Lage, mich darüber irgendwie zu äußern."

Der Amtsrichter steckte nach diesen Worten den Kopf tief in das vor ihm liegende Schriftstück und begann eifrig zu schreiben.

Dem Maler blieb also nichts Anderes übrig, als der erhaltenen Weisung Folge zu leisten. Er trat an den Adjunkten heran, ihn fast widerwillig mit einer steifen Kopfbewegung begrüßend.

Dieser erwiederte die Begrüßung ebenso frostig und kühl. Dann versah er die ihm überreichte Vorladung mit einer Notiz, sie einem vor ihm liegenden Aktenbündel anfügend.

Mit einer Handbewegung wies er sodann den Maler an, auf einem neben dem Schreibtisch stehenden Sessel Platz zu nehmen.

Der Adjunkt war erst wenige Tage zuvor nach Burgheim versetzt worden, so daß sämmtliche Verhältnisse des Städtchens ihm völlig fremd waren. Infolgedessen nahm das Verhör, welches er mit dem Maler anstellte, viele Zeit in Anspruch und wurde viel ausführlicher und eingehender vorgenommen, als es der Fall gewesen wäre, wenn es der jahrelang in Burgheim ansässige und mit allen verwandtschaftlichen und persönlichen Beziehungen der Einwohner vertraute Amtsrichter angestellt hätte.

Nachdem Hellmer ausführlich über seine Beziehungen zum Onkel, seine Reise nach Wien und Alles, was sonst irgendwie in Betracht kommen konnte, Auskunft gegeben hatte, kam auch der Umstand zur Sprache, daß er am Abend des Mordes eine größere Geldsumme besessen habe, die seine gewöhnlichen Verhältnisse entschieden überstiegen hatte.

Der Maler hatte augenscheinlich seine Besonnenheit verloren. Er antwortete daher erregt: „Das geht Niemand etwas an. Es ist unerhört, wie sich das Gericht derart um meine Privatverhältnisse kümmern kann."

„Ich kann Sie nicht zwingen, mir zu antworten," bemerkte der Adjunkt hierauf achselzuckend. „Ich schließe hiermit das heutige Verhör, indem ich Ihre Weigerung, mir bezüglich Ihres Geldbesitzes die gewünschte Aufklärung zu geben, zu Protokoll nehme."

Jetzt las er dem Maler das genannte Schriftstück vor und reichte es ihm zum Unterzeichnen.

Finsteren Blickes nahm dieser die Feder und schrieb seinen Namen darunter. Dann stand er auf und griff nach seinem Hut.

„Sie sind jetzt wohl fertig, Herr Doktor?"

„Für heute, ja! Ich muß Ihnen nun leider erklären, daß das Gericht Ihre vorläufige Verhaftung beschlossen hat."

Bei diesen Worten hatte der Adjunkt auf eine Glocke gedrückt, auf deren Ton sofort ein Amtsdiener erschien, welcher augenscheinlich schon früher verständigt worden war.

Der Amtsrichter hatte inzwischen in aller Stille das Zimmer verlassen.

Hellmer stand da mit geballten Fäusten, leichenblaß. Keuchend hob sich seine Brust. Seine Augen loderten vor Wuth und Zorn über die Schande, die man ihm angethan. Er schaute um sich, als suche er etwas, das er zertrümmern könnte, um sich Luft zu machen.

Der Amtsdiener, ein alter, grauer Mann, der den jungen Künstler seit dessen Kinderjahren kannte, legte ihm die Hand auf den Arm.

„Herr Hellmer," sagte er bittend, „unser Hauptmann hatte die Redensart: ‚Jeder muß thun, wozu er kommandirt wird, sonst geht die Welt zu Grunde.' Darum machen Sie mir die Ausübung meiner Pflicht nicht schwer." Flüsternd setzte er noch hinzu: „Kommen Sie nur! Es ist nicht so schlimm, wie Sie sich vielleicht vorstellen."

Der Maler machte eine Bewegung, als wollte er die Hand des alten Mannes zurückstoßen. Doch als er, sich zu ihm wendend, den traurig-theilnehmenden Blick des Alten bemerkte, senkte er den Kopf. Eine jähe Röthe der Scham bedeckte sein Angesicht. Mit hastigen Schritten folgte er dem Vorausgehenden.

* * *

Um dieselbe Zeit, da dies sich im Gerichtsgebäude abspielte, fand auf dem Friedhofe die Beerdigung des Ermordeten statt.

In aller Stille hatte man den Leichnam hinausgetragen; zwei Stunden früher, als ursprünglich bestimmt gewesen war. Ohne Sang und Klang wurde der einfache Holzsarg in die Grube gesenkt. Kein Leidtragender war zur Erweisung der letzten Ehre dem Todten gefolgt, dem auch Niemand eine Thräne nachweinte. Der Priester sprach am offenen Grabe ein kurzes Gebet und bald wölbte sich der Hügel über dem Todten.

Und wie der Verstorbene in seinem Leben Niemand etwas Gutes erwiesen, so war jetzt sein Tod für seinen nächsten Verwandten und Erben die Quelle großen Kummers und tiefsten Leides.

10.

Hechler's Voraussicht, daß die nächste Nummer des „Postboten" einen ungewöhnlich starken Absatz finden würde, erwies sich als richtig.

Die Thür des Expeditionslokales stand den ganzen Morgen hindurch nicht still.

Sogar der inseratenfeindliche Seifensieder Oehler hatte zwei Exemplare holen und für ein Vierteljahr auf das Blatt abonniren lassen. Nicht lange nach Ausgabe der Nummer sprach in ganz Burgheim Niemand von etwas Anderem, als von den Enthüllungen des „Postboten".

Unter der Ueberschrift: „Nach Schluß des Blattes" und der ausschmückenden Bezeichnung „Original-Korrespondenz" erhielten die Leser des Hechler'schen Organs darin die Mittheilung von der Verhaftung des Malers Hellmer, welche nach berühmten Mustern in hochdramatischer Weise vorgetragen war:

„. . . Es wird erzählt, daß der Maler nach seiner Rückkehr von Wien sich die Nacht über versteckt gehalten habe und erst zur Mittagszeit heimlich in seine Wohnung gegangen sei, wahrscheinlich in der Absicht, sich zu neuer Flucht zu rüsten.

Daheim fand er eine Vorladung des Gerichts behufs Ablegung einer Zeugenaussage vor, und diese überaus kluge Maßregel der Staatsanwaltschaft machte den nunmehr Verhafteten so sicher, daß er, alle Vorsicht vergessend, geradenwegs in die Höhle des Löwen ging. Niemand kann seinem Schicksal entrinnen."

Mit diesem schönen Satze schloß der denkwürdige Artikel, welcher das Verhalten Hellmer's in wirkungsvoller Weise in drei Phasen schilderte. Zuerst unbefangenes Auftreten mit der Maske der Unschuld, dann Erbleichen mit Ohnmachtsanfall und endlich die gänzliche Vernichtung des unglücklichen Mannes, dem man trotz alledem sein Mitleid nicht versagen könne.

Die Beerdigung des Opfers der unerhörten Gewaltthat war in ähnlich glaubwürdiger Weise geschildert, wobei bedauert wurde, daß durch die Anordnung des Bürgermeisters, welche man unter sothanen Umständen allerdings billigen mußte, die Bürgerschaft verhindert worden wäre, ihrem unglücklichen Mitbürger das letzte Geleite zu geben. —

Euler, welcher schon bald nach Erscheinen des „Postboten" durch den redegewandten Barbier, der ihm seine allmorgendliche Visite abstattete, Kenntniß von dem Inhalte der neuen Nummer erhielt, war äußerst zufrieden.

„Bravo, bravo!" lachte er. „Ausgezeichnet! Könnte nicht besser sein. Möchte den Redakteur wirklich kennen lernen."

„Nichts leichter als das," meinte der Figaro von Burgheim diensteifrig, „bis elf Uhr treffen Sie Hechler bestimmt in seinem Redaktionsbureau, so lange arbeitet er. Der wird es einmal weit bringen, der Herr Hechler."

„Glaub's fast selber, lieber Seiferth. Aber beeilen Sie sich gefälligst! Habe wenig Zeit."

„Bin schon fertig, Euer Gnaden. Meine Hochachtung! Gehorsamster Diener! — Jetzt muß ich schnell zum Amtsrichter. Kennen Sie ihn? Noch nicht? Schade! Den müssen Sie kennen lernen. Das ist ein freundlicher Herr. Nur etwas zu gemüthlich. Der hätte den Hellmer nicht verhaften lassen. Da ist der Herr Staatsanwalt viel forscher, wie die Berliner Herren sagen würden, die bei uns am Burgtheater gastirten. O — das war eine Zeit! Aber davon ein andermal! Ich muß fort! Noch-

mals meine Hochachtung! Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!"

„Adieu, lieber Seiferth, bis morgen!" —

Der Detektiv vollendete mit umständlicher Sorgfalt seine Toilette und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Da meldete ihm der Kellner Johann, daß Lieutenant Berthold unten im Frühstückszimmer warte. Er lasse fragen, ob Herr Euler zu sprechen sei.

„Komme schon, Verehrtester. Besorgen Sie mir inzwischen gefälligst den Kaffee. Zwei weiche Eier und Butter dazu."

Als der im Frühstückszimmer des Hotels ungeduldig auf und ab schreitende Offizier den Eintretenden erblickte, trat er schnell auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Guten Morgen, Herr Lieutenant," erwiederte Euler, „was steht zu Diensten?"

„Verzeihen Sie, Herr Euler," begann Otto, „daß ich schon so früh vorspreche. Aber Sie werden nach Allem, was vorgefallen ist, meine Stimmung begreifen. Ihre Freundlichkeit ließ mich gestern auf eine baldige günstige Entwickelung der Sache meines Schwagers hoffen. Schon meiner armen Schwester wegen bitte ich um eine kleine Andeutung, wie es steht. Natürlich, soweit es Ihre Amtspflicht gestattet. Anna verzehrt sich vor Unruhe, und wenn nicht die Engelsgüte des Fräuleins Deterinak sie aufrichtete, sie würde bestimmt der Qual und Sorge unterliegen."

„Gute Veranlassung, Herr Lieutenant, dem freundlichen Engel innigst zu danken. Wird sich gewiß sehr darüber freuen."

Der Offizier erröthete leicht. „Wie meinen Sie das, Herr Euler?"

„Nichts für ungut, Herr Lieutenant! Mein Geschäft ist das Studium der Menschen. Haben große Aussicht. Nur nicht lange warten. Werden sehr bemitleidet von der jungen Dame, und Mitleid ist die Knospe, aus der die Liebe erblüht."

Otto's ernste Züge überflog ein freudiges Lächeln. „Mir scheint, Sie sind ein heimlicher Dichter."

„Wer weiß," schmunzelte der Detektiv. „Interessire mich wenigstens sehr für Literatur. Werde gleich einen Besuch in der Redaktion des ‚Postboten' machen."

Bei der Erinnerung an Hechler fuhr der Offizier auf.

„Haben Sie schon das Schandblatt gelesen? Auch deshalb komme ich zu Ihnen. Ich versprach Ihnen gestern, nach keiner Richtung in den Angelegenheiten Hellmer's einen Schritt zu thun, ohne Sie vorher von meiner Absicht in Kenntniß zu setzen, nachdem Sie die Güte hatten, mich über Ihre Thätigkeit und den Zweck Ihres Hierseins aufzuklären. Auch ich wollte jetzt Hechler aufsuchen, um den Schurken zur Rechenschaft zu ziehen. Er soll mir den Schreiber des Artikels angeben, damit ich ihn züchtigen kann. Will er das nicht, so muß er selbst die Folgen tragen."

„Wird es wohl selbst geschrieben haben, der ‚Herr Doktor'. Aber der Mann ist vorsichtig. Den Namen Ihres Schwagers nennt er nicht, beruft sich überdies, soweit man es auf Herrn Hellmer beziehen kann, auf einen gewissen Mautner als Augenzeugen. Und was die Verhaftung Hellmer's betrifft, so ist das ja eine Thatsache."

„Das macht nichts. Die Tendenz der ganzen Geschichte ist klar. Zudem ist es eine Lüge, daß dieser Mautner meinem Schwager begegnet ist. Mautner kam erst um zehn Uhr aus der Domstraße. Ich kann das beweisen. Mein Schwager ist aber schon um acht Uhr Abends abgereist."

Euler horchte auf. „Wie war denn das?" fragte er gespannt.

Jetzt erzählte der Lieutenant, wie er an jenem Abend, an welchem die That geschehen, um die zehnte Stunde zugleich mit dem Kreisphysikus Mayburger über den Marktplatz gekommen sei. Da hätten sie Beide zu sehen geglaubt, daß Hellmer eiligen Schrittes aus der Domstraße über den vom Mondlichte hell beleuchteten Platz geschritten und bald im Dunkel der Rathauslauben verschwunden sei. Als der Schwager dann nicht im Kasino war, habe er jenes Umstandes vergessen. Erst gestern sei die Rede davon gewesen, und da habe der Saaldiener gesagt, Mautner sei an jenem Abend unmittelbar vor Otto und dem Arzte eingetreten, aufgeregt und heftig athmend, als sei er schnell gegangen.

„Heute weiß ich," schloß Otto seine Mittheilung, „daß Mautner es war, den wir gesehen haben. Ich erkenne ihn jetzt ganz deutlich, wenn ich nachdenke. Ist seine Gestalt doch der meines Schwagers ziemlich ähnlich."

„Dann kann Mautner Ihren Schwager allerdings nicht getroffen haben, wenn er erst so spät des Weges kam," meinte Euler leichthin. „Sagen Sie ihm das!"

„Das werde ich ihm sagen und noch dazu, daß er ein infamer Lügner ist!" brauste Otto auf, indem er Miene machte, sofort hinzugehen, um seine Absicht zu verwirklichen.

„Wäre mir lieb, wenn Sie Ihr lobenswerthes Vorhaben noch für einige Stunden aufschieben möchten. Gegen Mittag ist's auch noch früh genug; oder wenigstens warten Sie, bis ich meinen Besuch in der Redaktion abgestattet habe. Möchte nicht gerne um den Genuß kommen," lächelte Euler. „Sollten Sie mich aber doch noch treffen, so bitte ich, mich weiter nicht zu beachten."

Der Offizier warf einen Blick auf die mächtige, alterthümliche, die Hauptwand des Zimmers schmückende Standuhr, deren reichgeschnitztes Eichengehäuse der Stolz des Gasthofinhabers und die Sehnsucht manches kundigen Sammlers war.

„Es ist jetzt bald halb Neun," bemerkte Otto. „Ich lasse Ihnen Zeit bis gegen elf Uhr. Ist's so recht?"

„O, sehr recht, Herr Lieutenant. Bringen Sie einen Kameraden mit. Macht mehr Effekt."

„Natürlich. Also abgemacht, Herr Euler! Ich verlasse Sie jetzt. Vielleicht kann ich meinem Schwager einen Besuch machen. Adieu."

Damit verließ Otto den Gasthof, während Euler sich mit vielem Eifer seinem Frühstücke widmete, wobei er zugleich in seinem Notizbuche blätterte.

„Ja," sagte er zu sich, „so wird es gewesen sein. Es ist mir nun Alles klar. Wenn ich jetzt noch die Antwort von der Polizeidirektion in Wien über Herrn Doktor Hechler habe, kann's losgehen. — Johann," sagte er dann, sich an den Kellner wendend, der, der Thätigkeit des Gastes folgend, an der Wand lehnte, „sind die Postsachen noch nicht da?"

Der schweigsame Mann deutete mit dem Finger nach der Thür, in welcher soeben der Briefträger erschien.

„Herr Euler!" rief er laut. Auf ein Zeichen Johann's überreichte er, herantretend, dann dem Beamten einen umfangreichen Brief mit amtlichem Siegel.

Euler dankte mit einem Kopfnicken. Er erbrach das Siegel und nahm aus dem Umschlage ein aktenstückähnliches Schreiben.

„Daß ich nicht auf den Namen kommen konnte," sagte er, einen Blick hineinwerfend. „Also Bepps hieß er früher, Anton Bepps. Ganz recht: Strafverfahren wegen Mangel an Beweisen eingestellt, der Hauptzeuge nach Amerika durchgebrannt."

Er steckte das Schriftstück wieder in den Briefumschlag und ließ es in seiner umfangreichen Tasche verschwinden.

(Fortsetzung folgt.)

Extrapost.

(Mit Bild auf Seite 65.)

Als der Sepp sich am Morgen mit seinem Karren auf's Feld hinaus begab, sah er vor sich die Crescenz mit dem Rechen, die in's Heuen ging. Er hätte sie gern schon lange allein sprechen mögen, um ihr sein Herz auszuschütten, und deswegen fragte er sie listig, als er ihr nahe genug gekommen war, ob sie sich nicht auf seinen Karren setzen wolle. Sie that's, und nun schob er seine liebe Last fix vorwärts. Das ging wie mit Extrapost (siehe den Holzschnitt auf S. 65 nach einem Gemälde von Peter Kraemer), und zwar nicht blos durch das Gehölz nach den Wiesen zu, sondern in die Zukunft, die er ihr während dieser Fahrt ausmalte und die ihr gar wohl gefiel. Ueber den schwankenden Steg des Lebens wolle er sie sicher führen, versprach er, und sie war's zufrieden.

Eine Straße in Bolu (Westafrika).

(Mit Bild auf Seite 68.)

Die kleinste der deutschen Kolonien ist das an der Sklavenküste Westafrikas gelegene Togogebiet. Dorthin versetzt uns das Bild auf S. 68 und zwar in das zwei Tagereisen von dem Küstenstädtchen Klein-Popo entfernte Bolu, den Mittelpunkt der dortigen Töpferindustrie. Das stattliche Negerdorf liegt nämlich auf gutem rothem Lehmboden, und aus rothem Lehm ist denn auch in Bolu Alles verfertigt, selbst die Wände der Häuser. Das Bild zeigt die Hauptstraße mit ihren auf einer Lichtung des tropischen Waldes zerstreut stehenden Hütten. Diese bestehen aus Fachwerk, das mit Lehm ausgefüllt und in- und auswendig beworfen ist. Die Dächer sind mit langem starkem Savannengras gedeckt. Im Mittelgrunde sieht man ein Hühnerhaus und im Hintergrunde runde Schuppen, in denen die Maisernte aufbewahrt wird.

Der Fischmarkt in München.

(Mit Bild auf Seite 69.)

An jedem Freitag wird auf jenem Theile des ausgedehnten Münchener Viktualienmarktes, der um den sogenannten Fischbrunnen herumliegt, der Fischmarkt (siehe unser Bild auf S. 69) abgehalten. In der vorwiegend katholischen Isarresidenz kommen an jenem Tage nämlich nur Fische auf den Tisch der meisten Häuser. Alle Sorten Fische werden alsdann dort feilgeboten: von Flußfischen namentlich diejenigen, die in der Donau, der Altmühl und dem Main vorkommen, besonders die beliebten Altmühlhechte. Jedoch auch Seefische aller Art sind hier zu haben und werden von den Fischweibern den Kunden mit beredter Zunge angepriesen.

Ein Ritt um's Leben.

Erzählung aus dem westlichen Texas.

Von J. O. Hansen.

(Nachdruck verboten.)

Ingenieure und Regierungsfeldmesser mit ihrem Hilfspersonal waren beschäftigt, die Bahnlinie abzustecken, welche von San Antonio de Bexar zuerst in westlicher und dann in nordwestlicher Richtung führen und sich bei Sierra Blanca mit der großen Texas-Pacificbahn vereinigen sollte.

Ein irischer Hilfsarbeiter, der an einer ihm angegebenen Stelle eine Meßstange in den Prairieboden stecken wollte, stieß dabei auf ein Hinderniß. In der Meinung, daß es ein Stein sei, riß er, um denselben zu entfernen, den Rasen auf. Aber da entdeckte er einen Todtenschädel. Und als er genauer nachforschte, fand er noch weitere Theile eines menschlichen Skeletts.

„Halloh, Sir!" rief er dem leitenden Ingenieur zu, „da seht doch einmal her, wenn's beliebt! Es scheint, wir arbeiten hier auf einem alten Kirchhof!"

„Was geht das uns an?" versetzte gleichgiltig der Angeredete. „Es liegen wohl viele Knochen auf der texanischen Prairie herum."

Der Irländer hob den Todtenschädel auf und betrachtete ihn aufmerksam. „Dieser da ist recht landesüblich in seinen Stiefeln ge-

storben," bemerkte er. „Seht doch, Sir, eine Flintenkugel ist ihm durch den Kopf geschossen worden. Man sieht deutlich das Loch."

Jetzt mischte sich ein kleiner, schmächtiger Mann von etwa fünfundvierzig Jahren in's Gespräch, indem er herzutrat. Es war der Farmer Martin Bourke, dessen Farm ganz in der Nähe lag, im Schatten eines Wäldchens von Lebenseichen, durch das ein krystallklarer Bach rieselte. Für das Zustandekommen der neuen Bahnlinie, die für ihn und seine Nachbarn sehr vortheilhaft werden mußte, interessirte er sich sehr. Er hatte am Tage vorher schon mit den Ingenieuren und Feldmessern Bekanntschaft gemacht und beobachtete sie nun bei den Vorarbeiten für den Bau.

„Pflastert immerhin die neue Bahn mit indianischen Knochen," sagte er, „ihr werdet wohl noch mehr davon finden, kalkulire ich. Denn hier wurde vor vielen Jahren — es war im August 1852 — ein ganzer Haufe mörderischer Lipans von den texanischen Rangers zusammengeschossen. Ich weiß davon zu erzählen, denn ich war selbst dabei."

„Wohl, Mr. Bourke," sprach der Ingenieur, „die Knochen werden wir später bei Seite schaffen. Wenn sie auch Indianern angehörten, es sind immerhin Menschengebeine."

„Machen Sie damit, was Sie wollen," fuhr der Farmer fort. „Eine andere Sache ist freilich zu bedenken, wenn die Bahn so schnurgerade weiter geführt werden soll —"

„Das wird wohl geschehen; das Terrain ist ganz darnach, Kurven sind hier nicht nothwendig."

„Nun, dann werden Sie bald auf einen großen Grabhügel stoßen, auf dem ein altes,



Straße in Bolu (Westafrika). (S. 67)

hölzernes Kreuz steht. Es liegen darunter die unglücklichen Opfer der mörderischen Lipans, die hier ihre wohlverdiente Strafe erhielten und jämmerlich zusammengeschossen wurden."

„Das soll beachtet werden," versetzte der Ingenieur. „Sicherlich werden wir den Hügel umgehen. Auf der Prairie ist ja Raum genug." —

Als es Abend wurde, lagerten sich die Arbeiter auf der Prairie, während der Farmer freundlich die Ingenieure und Feldmesser zum Abendessen in sein Haus einlud, das recht behäbig eingerichtet war und von Wohlstand zeugte.

Nach Beendigung der Abendmahlzeit wurden die kurzen Pfeifen angezündet, dann sagte der leitende Ingenieur zu dem Hausherrn: „Bitte, erzählen Sie uns doch das Abenteuer mit den Lipans, deren Gebeine draußen auf der Prairie vermodern. Solch' alte Geschichten hört man immer gerne, besonders aber auf dem Grund und Boden, wo sie passirt sind."

Martin Bourke ließ sich nicht lange nöthigen; er stopfte sich erst noch eine frische Pfeife, zündete sie bedächtig an und begann:

„Im Juli 1852 kam ich als neunzehnjähriger junger Mensch nach San Antonio de Bexar mit der ehrgeizigen und kühnen Absicht, mich bei den texanischen Rangers anwerben zu lassen, über die damals gerade in jener Stadt auf Anordnung der Regierung der alte General Taylor eine Musterung abhalten sollte.

Diese Musterung war ein richtiger Spaß, über die man noch lange nachher in ganz Texas lachte. Oberst Pearson, der Anführer der Rangers, holte seine Leute aus allen Wirthshäusern zusammen und sagte zu ihnen: „Ich habe Befehl, das Regiment morgen Vormittag um zehn Uhr dem General Taylor vorzuführen. Der Teufel mag wissen, wozu; aber ich kalkulire, es wird am besten sein, wenn wir uns Alle in einer Reihe aufstellen, dem Alten drei tüchtige Hurrahs bringen und dazu unsere Büchsen und Revolver losknallen!"

Das geschah denn auch am folgenden Tage auf dem Alamo, einem großen viereckigen Platze in der Stadt. Als der General vor der Front erschien, wurden ihm drei donnernde Hurrahs gebracht; dann feuerten die Rangers ihre Büchsen und Revolver ab, daß dem erstaunten General die Kugeln nur so um die Ohren pfiffen.

Er soll nachher an die Regierung berichtet haben: „Die texanischen Rangers gleichen in ihrem Aeußeren und Wesen mehr einer Bande tollköpfiger Desperados, als Soldaten. Aber für den Indianerkrieg sind sie die geeignetsten Leute!"

Und darin hatte der General Recht. Zu jener Zeit waren die Komantschen und die Lipans, innerhalb der Grenzen von Texas ihrer



Der Fischmarkt in München. (S. 67)

zwanzigtausend an der Zahl, fast beständig auf dem Kriegspfade. Viel mögen zu den unglückseligen Ereignissen damals die großartigen Gaunereien der Indianeragenten beigetragen haben, denn die Rothhäute waren um ihre vereinbarten Gerechtsame allerdings oft schnöde genug betrogen worden. Aber die Agenten hatten ihren Raub eingeheimst, und die armen Ansiedler in den Grenzgebieten mußten dafür fürchterlich büßen. In wilder Wuth überfielen die Komantschen und Lipans viele Farmen, wo sie schonungslos mordeten, skalpirten, plünderten, sengten und zerstörten. Es war damals eine schlimme Zeit.

Reguläres Militär lag freilich in den Forts an der Grenze. Aber diese wackeren Soldaten waren für den Indianerkrieg nicht recht zu gebrauchen. Sie kannten nicht die Listen und Tücken der Rothhäute, die blitzschnell auf ihren raschen Pferden erschienen und wieder verschwanden, wenn sie aber allzusehr in die Enge getrieben wurden, über den Rio Grande del Norte auf mexikanisches Gebiet flüchteten.

In solcher Noth bildeten sich als zweckmäßigste Schutzwehr die fliegenden Korps der berittenen texanischen Rangers aus thatkräftigen, furchtlosen Männern, welche, an das rauhe Grenzleben gewöhnt, ebenso gewandt, listig und noch tapferer waren, als die Indianer. Die Regierung setzte einen bedeutenden Sold für sie aus, außerdem erhielten sie Rationen; im Uebrigen rüsteten sie sich selbst aus, jeder kleidete sich nach seinem Gefallen. Bewaffnet waren sie mit Sharp'schen Büchsen, Colt'schen Revolvern und Bowiemessern. Zwischen Offizieren und Mannschaften herrschte die vollkommenste Gleichheit und Brüderlichkeit am Lagerfeuer.

Bei einer solchen abenteuerlichen Schaar also wollte ich mich aufnehmen lassen. Ich hatte nämlich einen besonderen Haß gegen die Rothhäute. Meine Mutter war einige Jahre zuvor gestorben; deshalb verkaufte mein Vater seine Farm, und ich begleitete ihn später auf weiten Zügen und Karawanen nach Santa Fé und anderen Orten. Einst wurde eine solche Karawane von Komantschen überfallen; dieselbe schlug zwar die Indianer in die Flucht, aber mein Vater wurde im Kampfe getödtet. Ihn blutig zu rächen, war meine heiße Begier.

Ich meldete mich bei Oberst Pearson in San Antonio und brachte mein Anliegen vor.

„Ihr seid noch sehr jung," sagte er wohlwollend. „Habt Ihr Euch schon jemals mit Indianern herumgeschlagen?"

„Gewiß, Oberst; mehr als einmal auf Zügen nach dem Eaglepaß und nach Santa Fé."

„Sehr gut! Könnt Ihr mit der Kugelbüchse auf hundert Schritte das Aß aus einer Spielkarte schießen?"

„Ich kann's."

„Könnt Ihr einen wilden Mustang bändigen?"

„Auch das."

„Wohl, so laßt erst Euren Bart noch ein wenig wachsen und meldet Euch dann wieder, junger Mann! Augenblicklich sind wir vollzählig; wir können zur Zeit keinen Freiwilligen mehr annehmen. Doch früher oder später werden Einige von uns im Kampfe fallen, und so wird Euch dann der Eintritt möglich sein."

Ich erhielt also einstweilen nur die Anwartschaft auf die Ehre, mich den Rangers anschließen zu dürfen. Damit war ich aber wenig zufrieden und ich verließ den tapferen Oberst Pearson etwas unmuthig.

Als ich über den großen Platz schritt, rannte darauf ein Mustang toll und wild umher und setzte die Leute in Schrecken. Ich warf mich dem Pferde entgegen, schwang mich auf seinen Rücken und bändigte es binnen wenigen Minuten.

Dafür belohnte mich allgemeines Beifallsgeschrei. Der Eigenthümer des Mustangs näherte sich mir, schenkte mir zwei Dollars und fragte: „Junger Mann, habt Ihr schon eine einträgliche Beschäftigung in San Antonio?"

Ich verneinte.

„So sucht Ihr also wohl Arbeit?"

„Ja, Sir."

„Nun wohl, so weiß ich eine passende Beschäftigung für Euch, der Ihr ja ein so geschickter, furchtloser Reiter seid. Klein und leicht seid Ihr auch, ich kalkulire, Ihr seid der rechte Mann."

„Was ist das für eine Beschäftigung und was bringt sie ein?"

„Vierzig Dollars monatlich und außerdem noch schöne Gratifikationen, wenn der Dienst tadellos und prompt besorgt wird, denn darauf kommt's an. Ich bin Inspektor der großen südlichen Staatenpost. Die Stelle eines Post- und Depeschenreiters auf der Strecke von San Antonio über Leona nach dem Eaglepaß, immer hin und her, einmal in der Woche, ist zur Zeit frei, und ich biete Euch die Stelle an."

„Was ist denn aus dem bisherigen Postreiter geworden?"

„Ei, der ist seit acht Tagen spurlos verschwunden, es scheint, er hat sich mit den Briefschaften aus dem Staube gemacht; möglich, daß er jetzt geraubte San Francisco- oder Santa Fé-Wechsel in bar Geld umzusetzen versucht."

„Pfui, Inspektor!" rief Jemand aus der Menge neugieriger San Antonio-Bummler, die um uns herstanden und mit Interesse der Verhandlung lauschten. „Der arme Georg war gewiß kein Spitzbube. Die Komantschen oder Lipans haben ihn getödtet, deshalb ist er verschwunden. Sein skalpirter Leichnam liegt gewiß irgendwo draußen auf der Prairie oder in der Uvaldeschlucht."

„So ist's; ja, so wird's sein!" bemerkten Andere zustimmend.

„Junger Mann," fuhr der erste Sprecher, zu mir gewendet, fort, „bedenket wohl, die Strecke nach dem Eaglepaß ist die gefährlichste Strecke der ganzen Ueberlandpost in jetziger Zeit, da die Rothhäute so lüstern nach den Skalpen der Weißen sind. Für die vierzig Dollars im Monat müßt Ihr jede Woche Euer Leben auf's Spiel setzen."

„Ich kenne genau den Weg nach dem Eaglepaß," sagte ich. „Dreimal habe ich ihn schon gemacht. Vor den Gefahren schrecke ich nicht zurück. Inspektor, ich nehme Euer Anerbieten an!"

Auf solche Weise wurde ich Post- und Depeschenreiter der großen südlichen „Vereinigten Staaten-Post". Es gab auch eine nördliche, von Kalifornien und Oregon nach Missouri. Auf der südlichen aber konnten damals — vor der Erbauung der ersten Pacificbahn — Passagiere und Briefschaften rascher befördert werden. Das Geschäft war in den Händen großer Unternehmer, die eine ungeheure Subvention vom Staate erhielten und Hunderte von Inspektoren, Stationshaltern und Kutschern besoldeten. Auf der ganzen Strecke der Ueberlandpost waren viele Stationen eingerichtet, wo für die Postwagen und die Depeschenreiter stets Maulthiere und Pferde zu raschem Wechseln bereit standen. Die Postwagen hatten berittene Scharfschützen zum Geleite in den Gegenden, die von feindselig gesinnten Indianern unsicher gemacht wurden. Die Depeschenreiter aber galopirten ganz allein kühn durch die Wildniß auf den ausgesucht besten Pferden, und es kam nicht darauf an, daß sie die Pferde zu Schanden ritten, wenn's nur recht schnell ging. Leicht gekleidet waren sie wie Jockeys; ihre beiden Briefbeutel, vorne rechts und links am Sattel befestigt und nur Eilbriefe zu sehr erhöhtem Porto, sowie wichtige Regierungsdepeschen enthaltend, durften zusammen nicht über zehn Pfund wiegen. Wenn Alles gut ging, so beförderten diese verwegenen Reiter die ihnen anvertrauten Briefbeutel dreimal rascher, als die Wagenpost, die doch auch schnell genug durch die Felsenwildniß, den Urwald und über die Prairie dahin rollte, die gewöhnlichen Briefsäcke.

Schon am nächsten Morgen ritt ich in meiner neuen Eigenschaft auf feurigem Mustang nach Westen. Zuerst traf ich noch auf viele Farmen; manche davon wurden von Deutschen sehr gut bewirthschaftet. Die Leute waren sehr in Sorgen wegen der Indianer. Einige meinten, ich würde nicht lebendig durchkommen. Dann wurde die Gegend immer wilder und einsamer. Gegen Mittag erreichte ich meine Poststation und wechselte da mein Pferd. Spät in der Mondscheinnacht langte ich in der kleinen Ortschaft Leona am gleichnamigen Bache an.

Die Hälfte der gefahrvollen Tour war nun zurückgelegt. Früh am Morgen setzte ich auf frischem Pferde den Ritt fort; jetzt traf ich auf keine Stätten der Kultur mehr. Der Weg nach dem Eaglepaß war im Prairiegras nur angedeutet durch einige Radspuren, sowie hier und da durch Schädel und Gerippe von Zugochsen, Maulthieren und Pferden. Auf der Hälfte des Weges war eine Poststation eingerichtet, bewohnt von John Hazlitt und drei andern kühnen Männern, welche dort außer dem Postbetrieb auch ein wenig Farmerei angefangen hatten. Hazlitt war ein braver Mann, glücklich verheirathet, und hatte eine herzige kleine Tochter von acht Jahren, Namens Anna.

Ich kannte die guten Leute, die hier in so gefährdeter Lage lebten, noch von früher her. Fast erschraken sie, als sie erfuhren, daß ich Depeschenreiter geworden sei. Mein Vorgänger in diesem Amte sei zweifellos von den Lipans oder Komantschen erschossen worden, sagten sie; sie hätten nicht geglaubt, daß derselbe in so gefährlichen Zeitläuften einen Nachfolger finden würde. — Nun, ich hörte das an, stärkte mich mit Speise und Trank, bestieg dann ein frisches Pferd und galopirte weiter. Unterwegs begegnete ich dem von zwölf berittenen Rangers und einem Offizier geleiteten Postwagen, in welchem einige bewaffnete Passagiere saßen. Offizier und Kutscher sagten mir, sie hätten keine feindlichen Indianer gesehen, aber die Straße sei keineswegs sicher. Spät am Abend erreichte ich mein Endziel, die kleine Ortschaft im Eaglepaß.

Der dort angestellte Inspektor nahm meine Briefbeutel in Empfang und gab sie zur Weiterbeförderung nach Nordwesten einem jungen Mexikaner, der ebenfalls als Postreiter fungirte. Ich ruhte einen Tag und eine Nacht aus. Dann kam ein Kurier mit zwei Briefbeuteln an, die mir übergeben wurden, und womit ich nach San Antonio ritt, denselben Weg zurück, auf welchem ich hergekommen war.

Derart war also mein Dienst als Depeschenreiter der südlichen Ueberlandpost beschaffen. Bis in den Augustmonat hinein machte ich viermal die Tour hin und zurück, und zwar unbehelligt von den Rothhäuten, ein Glück, worüber alle Leute staunten. Dann aber kam's anders, und es war ein blaues Wunder, daß ich meinen Skalp behielt.

Ich war wieder vom Eaglepaß mit zwei Briefbeuteln abgeritten und befand mich gegen Mittag in der Nähe der Hazlitt'schen Poststation auf der Hälfte des Weges nach Leona. Mein Pferd war ein scheckiger Mustanghengst, ein ausgezeichnetes kräftiges Thier. Es that mir fast leid, daß ich dasselbe nun bald wechseln sollte.

Ich ritt durch ein Wäldchen, um nach der Poststation zu gelangen. Da kam es mir so vor, als trüge mir der Wind einen brandigen Dunst entgegen. Eine unheilvolle Ahnung überfiel mich, die nur zu bald zur traurigen Gewißheit werden sollte. Ich hielt an und lauschte.

Aber kein verdächtiges Geräusch war zu bemerken. Nur die Vögel zwitscherten in den Zweigen.

So ritt ich denn weiter nach Hazlitt's Farm. Als ich zur Stelle kam, sah ich einen Haufen rauchender Trümmer. Das große festgebaute Blockhaus sammt den Nebengebäuden war von den Lipans überfallen und durch Feuer zerstört worden.

Ich sah die Leichen einiger im Kampfe gefallener Lipans umherliegen. Was aber war aus den Bewohnern der Station geworden?

Bald entdeckte ich ihre skalpirten Leichen. Der Uebermacht waren Hazlitt und die Seinen erlegen, offenbar nach langer heldenmüthiger Vertheidigung. Die Leiche der kleinen Anna sah ich nicht. War das Kind geraubt und von den Indianern fortgeschleppt worden?

Alle die schönen Postpferde der Station hatten die Rothhäute aus der Umzäunung entführt. Ich konnte also mein Pferd diesmal nicht wechseln. Nun, zum Glück war der Schecke ein starkes Thier mit Beinen wie von Stahl, ein Prairierenner ersten Ranges, wie der berühmte weiße Hengst der indianischen Sage.

Plötzlich vernahm ich leises Schluchzen und Weinen.

„Anna!“ schrie ich, im höchsten Grade erstaunt. „Kleine Anna, bist Du hier irgendwo verborgen?“

Da kam die Kleine zum Vorschein aus dem schmalen Zwischenraum zwischen drei Haufen von regelmäßig aufgeschichteten Brennholzscheiten, wohin sie sich in der Stunde der Gefahr verkrochen und auch richtig Sicherheit gefunden hatte. Jammernd erzählte sie mir die schauerlichen Einzelheiten des greuelvollen Indianerüberfalls.

„Wie zahlreich waren die Lipans?“ fragte ich.

„Sechzig bis siebzig Reiter,“ antwortete sie.

„Wohin sind sie nachher gezogen?“

„Nach Südosten hinunter.“

„So muß ich also eine andere Richtung einschlagen, um ein Zusammentreffen mit ihnen zu vermeiden,“ murmelte ich nachdenklich.

Ich war abgestiegen, hatte mein Pferd getränkt und es etwas verschnaufen lassen. Zu besorgen war, daß die Indianer bald zurückkehren würden, um ihre Todten zu bestatten.

Dann schwang ich mich wieder in den Sattel und sagte: „Anna, Du kannst hier nicht bleiben. Ich werde Dich nach Leona zu guten Leuten bringen.“

Sie sah die Nothwendigkeit ein und widerstrebte nicht. So hob ich sie denn empor und setzte sie vor mich auf den Sattel. Darauf verließ ich die Unglücksstätte und sprengte nach Nordosten auf die freie Hochebene hinaus, eine schöne Prairie, die hin und wieder wellenförmig von niederen Hügelrücken und an den Bachrändern von Waldstreifen durchzogen war.

Die Augustsonne neigte sich allmälig nach Westen und strahlte vom blauen wolkenlosen Himmel heiß hernieder auf das Prairiegras.

Ich war etwa sieben englische Meilen weiter vorwärts gekommen, da schmiegte sich plötzlich das kleine Mädchen an mich an und murmelte furchtzitternd: „Da sind sie, da kommen sie!“

Bestürzt blickte ich mich um. Weit hinten sprengte mir im rasendsten Galop ein Schwarm indianischer Verfolger nach.

Jetzt galt es also, die Schnelligkeit und Ausdauer meines Hengstes zu erproben. Ich stieß ihm die Sporen in die Weichen und wie ein Sturmwind flog ich mit meinem kleinen, sich an mich klammernden Schützling über die Prairie dahin.

Ja, das war ein Ritt um's Leben! Nach einer halben Stunde bemerkte ich, daß meine Verfolger sich mir erheblich genähert hatten. Das war ja auch kein Wunder! Ihre Pferde waren wohl ausgeruht, das meine nicht. Dann hatte ich die allerdings nur leichte Last des kleinen Mädchens, die sich aber doch meinem rascheren Vorwärtskommen hinderlich erwies.

Ich dachte: „Unter solchen Umständen ist schwerlich ein Entrinnen möglich!“ Und einen Augenblick gerieth ich auf den Gedanken, das kleine Mädchen nach rechts und die Briefbeutel nach links in's Prairiegras zu schleudern, um nur das eigene liebe Leben zu retten. Aber sogleich verwarf ich diesen Gedanken und murmelte: „Wenn's denn nicht anders sein kann, so will ich sterben in Vertheidigung der kleinen Anna und der mir anvertrauten Postsachen!“

Immer näher kamen die Verfolger heran. Ich hörte ihr wüthendes Kriegsgeheul und das Gewieher ihrer Pferde. Mein braver Hengst war mit Schaum bedeckt, seine Nüstern dampften, seine Weichen bluteten; zuweilen erzitterte das Thier unter mir. Doch noch hielt es aus.

Vor mir sah ich ein Wäldchen von Lebenseichen, aus dem ein klarer Bach hervorrieselte.

„Das Wäldchen erreiche ich wohl noch, bevor der Hengst zusammenbricht,“ dachte ich. „Aber was dann? Lebend will ich nicht in die Hände der rothen Teufel fallen und auch die kleine Anna will ich vor solchem entsetzlichen Schicksal bewahren. Ist Alles verloren, so erdolche ich zuerst Anna und dann mich selbst!“

Es sollte nicht bis zu diesem Aeußersten kommen.

Fast hatte ich die Lebenseichen erreicht, da vernahm ich aus dem hohen Grase vor mir zu meiner höchsten freudigen Ueberraschung den gedämpften Kommandoruf einer tiefen, mir gut bekannten Stimme: „Achtung! Gebt Feuer!“

Und eine wohlgezielte Flintensalve krachte. Zehn bis zwölf Lipans stürzten von den Pferden. Aus dem Prairiegrase erhoben sich die wackeren Schützen.

„Vorwärts!“ ertönte das Kommando, und zwei Reitertrupps sprengten mit Hurrah rechts und links aus dem Wäldchen hervor, die Rothhäute umzingelnd. Es wurde ein richtiges Kesseltreiben. Kein Einziger von den rothen Feinden entkam — sie wurden Alle von den Rangers niedergemacht.

Anna und ich waren also glücklich aus der fürchterlichsten Lebensgefahr gerettet. Als die Indianer gänzlich vernichtet waren, kam Pearson mit seinen Leuten, die viele erbeutete Pferde mitbrachten, zu uns. Wir lagerten Alle miteinander an einem Feuer und ließen's uns wohl sein.

Ich erzählte meine Abenteuer. Da blickte der Oberst mitleidig das kleine Mädchen an und sprach: „Armes Kind! Deinen Vater, John Hazlitt, habe ich gut gekannt; er war ein braver Mann. Kameraden, laßt uns sammeln für die Waise!“

Er nahm seinen alten grauen Schlapphut ab, warf eine Zehndollarnote hinein und gab dann den Hut weiter im Kreise herum. Jeder spendete ein Scherflein, je nach seinen Mitteln, auch ich. Auf solche Weise kamen fast zweihundert Dollars zusammen.

Dann sagte Pearson zu mir: „Martin Bourke, Ihr habt Euch als wackerer Bursche benommen, das ist gewiß! Schafft die Briefbeutel nach San Antonio, nehmt Euren Abschied als Postreiter, und kommt dann wieder zu uns. Ihr sollt jetzt nach Eurem Wunsche in unsere Schaar aufgenommen werden!“

Das war mir sehr lieb. Nachdem ich die Nacht über im Lager der Rangers mich ausgeruht, und sich auch mein Schecke völlig erholt hatte, ritt ich am anderen Morgen nach dem nicht mehr fernen Leona. Dort sagte ich zu den Posthaltersleuten, nachdem ich ihnen Alles mitgetheilt hatte: „Tragt Sorge für die verwaiste Anna Hazlitt! Hier ist das Kostgeld.“

Bereitwillig nahmen die guten Leute das kleine Mädchen in ihren Familienkreis auf. Die reichen Unternehmer der großen südlichen Ueberlandpost schenkten später der kleinen Anna ein Kapital von zweitausend Dollars, das einstweilen verzinslich angelegt wurde. Ich aber ritt weiter nach San Antonio de Bexar, lieferte die Briefbeutel an den Inspektor ab und nahm meinen Abschied.

Darauf begab ich mich zu Oberst Pearson und nahm während der nächsten Jahre Theil an vielen Scharmützeln mit den Lipans und den Komantschen.“

— — — — — — — — —

„Und was wurde aus der kleinen Anna Hazlitt?“ fragte der Ingenieur.

„Anna wurde zehn Jahre später meine Frau,“ sagte der Farmer. „Als die Indianer gebändigt waren und wieder Ruhe im Lande herrschte, lösten sich die Korps der Rangers auf. Jedem ehemaligen Mitgliede derselben wurde eine bedeutende Landschenkung gemacht. Ich wählte die schöne Gegend hier am Bache, der durch das Wäldchen von Lebenseichen fließt, wo damals jenes Scharmützel mit den Lipans stattfand. Jetzt leben hier friedlich viele Leute. Die Indianergefahr liegt weit hinter uns. Und die neue Bahn, diese wichtige Verkehrsader, wird uns nun noch besser mit der großen Welt in Verbindung bringen und viele neue Kolonisten herbeilocken, so daß unsere Ländereien bald bedeutend im Werthe steigen werden. Und noch in späten Tagen wird man erzählen von den Abenteuern, Kämpfen, Gefahren und Leiden der ersten unternehmenden und kühnen Ansiedler in unserem schönen Texas.“

Mannigfaltiges.

Segen der Unsauberkeit. — Das holländische Dorf Broek hat von jeher für das reinlichste Dorf der Welt gegolten. Wie viele glaubwürdige Reisende berichten, ist dort die peinlichste Reinlichkeit das eigentliche Lebenselement der biederen Einwohner. Aus dem fortwährenden Scheuern, Schrubben, Waschen, Anstreichen und Poliren kommen sie gar nicht heraus. Schon der alte Geograph Büsching hob vor etwa hundertdreißig Jahren in seiner großen „Erdbeschreibung“ diese Reinlichkeit in rührender Weise hervor. Er berichtet über den Ort:

„Broek im Waterland, ein großes, schönes Dorf, ist ein Muster der größten nordholländischen Reinlichkeit. Die Häuser sind von Holz und fast insgesammt nur ein Stockwerk hoch, haben Dächer von bunten Ziegeln, sind von oben bis unten mit Brettern benagelt und nach eines jeden Hauswirths Geschmack bemalet, welche Bemalung oft wiederholt wird, so daß die Häuser immer neu aussehen. Sie sind mit engländischen Fenstern versehen, die selten gemeines Glas haben, inwendig aber mit schönen Gardinen gezieret sind. Das Innere des Hauses ist reiner und geschmückter, als man sich's gedenken kann. Wer an seinem Hause ein wenig Erde hat, hat ein schönes Gärtchen daraus gemacht und solches entweder mit buntem Sande oder mit Muschelwerk, Bildsäulen, kleinen Hecken und dergleichen ausgezieret. Die Straßen sind mit Backsteinen gepflastert, reinlich gewaschen und mit weißem Sande sogar hin und wieder blumenweise bestreuet, und, damit die Reinigkeit und die Zierrathen nicht gestöret werden mögen, so enge gemacht, daß kein Wagen darauf fahren kann. Nicht allein alles hölzerne Geräthe in den Häusern, sondern auch die Schlagbäume, Gitter und die auf den Wiesen eingeschlagenen Pfähle, an welchen sich das Vieh reibt, sind bemalet, letztere auch oben mit Schnitzwerk versehen. Die Einwohner treiben entweder Handel oder leben von ihren Renten, unter denselben sind oftmals auch reiche Bürger aus Amsterdam, welche hier ihr Leben im Stillen zubringen.“

Ungefähr zu derselben Zeit, als Büsching jene Bemerkungen schrieb, ereignete sich in Broek folgende spaßhafte Geschichte: Ein junger Mann aus Broek hatte es dort vor lauter Reinlichkeit nicht länger aushalten können; er war deshalb nach dem nicht ganz so sauberen Amsterdam gezogen, wo er sich verheirathete und ein Geschäft betrieb. Nach dem Tode seiner Eltern erbte er deren Haus zu Broek nebst den dazu gehörigen Ländereien. Das Haus war mitten im Dorfe belegen und hatte seither, wie

die übrigen Häuser, als ein wahres Kleinod von Sauberkeit und Nettigkeit ausgesehen. Der junge Mann, dem es noch immer vor der Broek'schen Reinlichkeit graute, beabsichtigte sein Erbe zu verkaufen. Man bot ihm aber zu wenig nach seiner Meinung; er wollte fünftausend Gulden mehr dafür haben; um dies richtig durchzusetzen, gerieth er auf einen sonderbaren Einfall. Mit seiner Familie bezog er zum Sommer das Haus in Broek, aber nur, um es fortan gründlich und systematisch zu vernachlässigen. Da wurde nicht mehr gescheuert, geschrubbt, gewaschen, gefegt, gebürstet, polirt und angestrichen, wie früher, und bald sah das Haus neben den anderen Häusern aus, wie ein räudiges Schaf in einer reinlichen Heerde. Die Leute in Broek, empört über solchen Greuel, geriethen zuletzt darüber in die hochgradigste Aufregung und in eine Art von Verzweiflung, denn durch dies einzige unsauber gehaltene Haus wurde nach ihrer Ansicht das ganze Prachtdorf verunstaltet. Der Besitzer aber lachte sie aus, als sie eindringliche Vorstellungen ihm zu machen sich erlaubten, und sagte ihnen: „Fege Jeder nach Belieben vor seiner Thür und lasse sein Haus anstreichen, wie er will! Ich bin ein Gegner des übermäßigen Reinlichkeitsprinzips. In Amsterdam nimmt man das auch nicht so genau wie hier. Jeder nach seiner Weise und nach eigenem Wohlgefallen! Laßt mich also ungeschoren mit eurer entsetzlichen Wascherei, Schrubberei und Anstreicherei! Ich kann die Feuchtigkeit und den Dunst der grünen Seife nicht vertragen, auch verabscheue ich den Oelfarbengeruch."

Was war da nun wohl anzufangen mit einem solchen eigensinnigen Menschen? Die reichen Einwohner von Broek einigten sich endlich in einer Versammlung darüber, daß sie ihm den geforderten hohen Preis für sein Besitzthum zahlen wollten, um ihn nur schleunigst aus dem Dorf los zu werden. Das geschah denn auch.

Der junge Mann, als er schlau lächelnd das Geld einstrich, meinte: „Das ist also der Segen der Unsauberkeit!" Freilich konnte ein solcher Vorfall auch nur in Broek und in keinem anderen Orte des Erdballs passiren. [F. L.]

Verunglücktes Experiment. — Der einstige Minister des Vizekönigs von Egypten, Nubar Pascha, erhielt von Napoleon III. zur Erinnerung an den Besuch der Kaiserin Eugenie in Kairo 1869 eine kostbare, mit Diamanten besetzte und mit dem kaiserlichen Monogramm versehene Uhr zum Geschenk. Um diese Uhr wurde er viel beneidet. Er legte sie stets vor sich auf den Tisch, wenn er einem Ministerrathe präsidirte, und zeigte seinen Stolz auf dieselbe bei jeder Gelegenheit. Eines Abends, als wieder Ministerrath stattfand, verlöschte plötzlich das Gaslicht und die Herren saßen im Finstern. Als das Licht wieder erschien, war Nubar's Uhr verschwunden. Der Minister machte ein ganz verblüfftes Gesicht, dann sah er ringsherum einen seiner Kollegen nach dem anderen an, aber keiner verrieth durch den geringsten Zug, daß er das Kleinod genommen hatte. Der Minister wurde dunkelroth vor Aerger und Zorn und mit mühsam unterdrückter Erregung sprach er, indem er sein Gesicht zu einem Lächeln zwang: „Meine Herren, Sie sehen, daß ich ein Zauberer bin. Soeben lag noch meine Uhr hier an diesem Platze und ich habe sie im Dunkeln verschwinden lassen. Ich werde jetzt das Licht noch einmal auslöschen lassen, und wenn es dann wiederkommt, wird die Uhr wieder hier liegen."

Er setzte voraus, daß der Dieb, auf solche Weise gemahnt, die Uhr wieder auf ihren Platz zurücklegen werde.

Das Licht erlosch, und als es wieder angezündet war, da war der Platz nicht allein leer wie vorher, sondern es war nun auch das mit Edelsteinen besetzte goldene Schreibzeug verschwunden, welches Nubar Pascha einstmals vom König Viktor Emanuel erhalten hatte und das immer als Zierde vor ihm auf dem Tische prunkte.

Nubar war außer sich vor Schrecken über diese dreiste Dieberei, aber er mochte sich keine Blöße geben und mit der Ruhe eines echten Moslem sagte er: „Ich sehe, daß mich meine Zauberkunst verlassen hat, und ich schäme mich, Ihnen weiter zu präsidiren."

Sogleich zog er sich zurück und weder Uhr noch Schreibzeug sind wieder in seinen Besitz gekommen. [—dn—]

Humoristisches.



Das liebste Buch.

Tante (reich): Höre, Arthur, Du siehst so mißgestimmt aus — willst Du vielleicht etwas Zerstreuung haben und von mir ein interessantes Buch geliehen erhalten? Welches wäre Dir denn z. B. am angenehmsten?

Neffe (Student): Das Sparkassenbuch, liebe Tante!

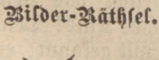


Gründliches Mittel.

Kranker: Was soll ich denn thun, Herr Doktor, damit mir der Wein nicht schadet?

Arzt: Keinen trinken.

Bilder-Räthsel.



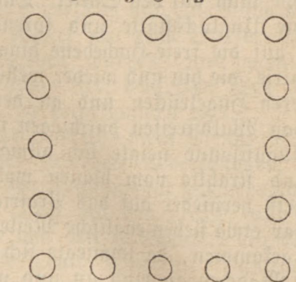


Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 8:

Wer sich verläßt auf's Erben — Bleibt ein Narr bis in's Sterben.

Umlege-Aufgabe.



Obiges, aus Münzen zu bildendes Quadrat enthält auf jeder Seite 5 Münzen. Wie müssen dieselben angeordnet werden, wenn man auf jeder Seite 6 Münzen zählen soll?

Auflösung folgt in Nr. 10.

Logogriph.

Als Räuber wohnt es dicht am Strand
Bald hier, bald dort im deutschen Land.
Steht vorn noch **F** und hinten **r**,
So ist's ein hochgeborener Herr. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösungen von Nr. 8: des Arithmogriphs: Rafael, Harfe, Epinal, Irene, Nizza, Preller, Franz, Anilin, Lanze, Zerline, Rheinpfalz; des Scherz-Räthsels: Schachtel — Achtel.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.